

u. a. E. Fink, *Metaphysik und Tod*, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1969; Fr. Wiplinger, *Der personale Tod*, Verlag Karl Alber, Freiburg-München 1970).

Was uns Christen bedrängen müßte

Alle diese „Zeichen“ widerlegen eklatant die eingangs referierte Vermutung, die Sinnfrage könnte durch Wissenschaft, Technik und Planung erdrückt werden oder als gegenstandslos erscheinen. Auch die christlichen Kirchen sind dieser Sorge enthoben. Uns Christen muß aber eine andere Frage quälen: Über die Sinnfrage, genauer über den Zugang zu ihr, über ihre Erschließung im Denken und Glauben, entscheidet nicht die Literatur, sondern die Lebenswirklichkeit einer Gesellschaft. Im Bezug darauf ist einige Skepsis angebracht. Im Augenblick ist nicht entscheidend, ob die Sinnfrage gestellt wird oder nicht, bedrängend ist vielmehr die Frage, welche Qualität sie hat.

Eines ist nicht zu übersehen: die Gravitationskraft des Faktischen bleibt auch bei der jungen Generation, die gegen den Sinnverlust in ihrer Umwelt aufbegehrt. Ein Beispiel, das diese Feststellung gut illustriert. Der preisgekrönte Aufsatz eines französischen Abiturienten zum Thema „Ist die Freiheit des anderen ein Hindernis für meine eigene Freiheit?“ (veröffentlicht in „Le Monde“, 9./10. 7. 72) mündete in der Feststellung, es gebe nur eine individuelle Freiheit und eine Freiheit „in Opposition“ (in Entgegensetzung zum anderen): „ni dieu ni maître“ und „zerstören ist gleich aufbauen“, diese beiden anarchistischen Grundsätze waren die Lebensphilosophie des Prämiierten. Nicht nur jeden Transzendenzbezug, auch jeden über das Individuum hinausweisenden Wertbezug schloß er aus. Sinn war ersetzt durch kalte Subjektivität. Die Meinung des Abiturienten dürfte gar nicht so untypisch sein. Es deutet die fast unendliche Spannung an zwischen einem radikalen Emanzipationsverständnis, wie es unkritisch auch in der pädagogischen Praxis tradiert wird, und einer theonom gebundenen Intersubjektivität.

Den heranwachsenden Generationen ist wohl klargeworden, daß materieller Wohlstand keine adäquate Sinn-erfüllung darstellt, einmal weil er nicht auch schon die individuelle und gesellschaftliche Freiheit mehrt, sodann weil er kontrastiert mit einem enormen Defizit an Menschlichkeit gegenüber den sozial schwächeren Individuen und Völkern. Aber das Aufbegehren gegen ein vom Konsum-

denken und satter Kleinbürgerlichkeit beherrschtes Lebensgefühl, die Rebellion gegen bloß privates Glückstreben sagt einiges aus über das Maß an *Sinnverlust* in einer Gesellschaft. Schließlich sind das Umsichgreifen gesellschaftlich bedingter Neurosen, die Ausbreitung von Langleweiligkeit und Lebensunlust, die vielfach schon im Kindesalter beginnen, noch deutlichere Zeichen für einen solchen Sinnverlust. Sie beweisen, daß ohne transzendenten Sinnbezug vielen Menschen auch das alltägliche Glück zerrinnt, aber sie sind mehr Zeichen für das Scheitern an der Sinnfrage als Ausdruck eines neu sich anbahnenden Transzendenzbezugs.

Fassen wir diesen Transzendenzbezug in Begriffen des Glaubens, dann sieht es nicht wesentlich anders aus: Charakteristisch ist die Vorherrschaft des *Zweifels*. Es ist ein fein nuancierter Zweifel, so wie ihn jüngst im seinen „Argumenten für und gegen Gott“ der Journalist R. W. Leonhardt formuliert hat: Die Existenz Gottes sei nicht beweisbar. Diese Schlußfolgerung sei im Sinne des Zeitgeistes wenig originell, eher selbstverständlich. Für den Zeitgeist etwas weniger selbstverständlich sei die andere, daß die Nichtexistenz Gottes ebenso unbeweisbar ist (Die Zeit, 30. 6. 72).

Für den Christen sind Gottes- und Sinnfrage letztlich identisch; er kann sich mit bloßem Zweifel, so selbstverständlich er als *normale* Situation vorausgesetzt werden muß, niemals abfinden. Was kann er aber tun in einer Gesellschaft, die an der Sinnfrage mehr zu scheitern droht, als sie sich an ihr aufzurichten versteht? Ganz offensichtlich ein doppeltes: Erstens die Sinndimension seines eigenen Glaubens wieder stärker leben. Dies bedeutet keinen Verzicht auf Gesellschaftskritik, wohl aber Vermeidung eines vordergründigen Aktivismus. Besinnung und Gebet sind seit je *die* christlichen Mittel der Sinnerschließung; sie müssen heute erst selbst wieder erschlossen werden. Zweitens wird er *Anwalt der Person* sein gegenüber allen Phänomenen der geistigen, kulturellen und gesellschaftlichen Vermassung. Er kann so oder so kein Anhänger eines ungebändigten Immitationstriebes sein. Denn nur dort, wo der Mensch zu sich selber kommt, wo er seine eigenen verschlungenen Tiefenstrukturen kennt, erhält die Sinnfrage die Qualität einer Konversion, kann sie auch von unbestimmten religiösen und ideologischen Strebungen zur Praxis des Glaubens werden.

D. A. Seeber

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Kirchliche und weltpolitische Bilanz des Papstes

In der zweiten Junihälfte jähren sich zum neuntenmal die Tage der Wahl und der Krönung des gegenwärtigen Papstes. Paul VI. nahm selbst dreimal Bezug darauf; am ausführlichsten am Jahrestag seiner Wahl (21. Juni, Osservatore Romano, 22. 6. 72), in der traditionellen Mittwochaudienz, ein zweites Mal mit einem

kurzen Hinweis in einer nach Stil und Inhalt herausragenden Rede vor dem Kardinalskollegium und der römischen Prälatur am Vorabend seines Namenstages (24. Juni, Osservatore Romano, 24. 6. 72), ein drittes Mal am Vorabend des Jahrestags seiner Krönung (am Peter- und Paulstag, dem 29. Juni) während eines Gottes-

dienstes in St. Peter (Osservatore Romano, 30. 6./1. 7. 72).

Die Mittwochaudienz vom 21. Juni hatte eine stark persönliche Note. Sie war ganz dem Papsttum und seinem gegenwärtigen Träger gewidmet. Er wolle zwar, so betonte er vor den Audienzteilnehmern, keine Gelegenheitsrede halten, dennoch war die

ganze Ansprache eine Selbstreflexion über Person und Amt des Papstes. Er gedachte des Tages der Wahl und schilderte die persönliche Situation, in der er das päpstliche Amt übernommen hat: „Wir fühlten uns überwältigt von einem wie immer gearbeteten mechanischen oder geheimnisvollen Spiel in einem Vorgang, der außerhalb unseres Willens lag und diesen überstiegen hat. Wir haben unsere Wahl niemals im mindesten gewünscht und noch weniger begünstigt.“ Man möge ihm glauben: der langjährige Dienst unter Pius XI. und Pius XII. hätten ihm hinreichend bewußt gemacht, welch enorme Menge von Pflichten, Schwierigkeiten und Anforderungen die Schlüssel Petri mit sich bringen, um die notwendige Vorbereitung auf dieses Amt zu kennen und sich keine Illusionen über die fehlenden angemessenen Charismen zu machen.

Leitmotiv Vertrauen

Seinen Regierungsstil und wohl auch seine zeitgeschichtliche Rolle, wie er sie selbst sieht, erläuterte, zitierte er (unseres Wissens zum erstenmal) aus persönlichen Aufzeichnungen: „Vielleicht hat mich der Herr in diesen Dienst berufen, nicht weil ich irgendeine Eignung dafür hätte oder damit ich die Kirche regiere und sie aus ihren gegenwärtigen Schwierigkeiten herausführe, sondern damit ich irgend etwas für die Kirche leide, damit so klar werde, daß Er und nicht andere sie führen und retten.“ Er vertraue dies Bekenntnis den Pilgern nicht an, um einen öffentlichen, eitel-überflüssigen Akt der Demut zu setzen, sondern damit auch sie in den Genuß jener Ruhe kämen, die er verspüre, wenn er daran denkt, daß nicht seine schwache und unerfahrene Hand das Steuer im Schiffelein Petri führe, sondern die starke und liebevolle Hand des Herrn. Und er wünsche sich, daß auch bei den Zuhörern wie in der ganzen, manchmal von Schwächen befallenen Kirche der evangelische Sinn vertrauenden Glaubens (*fede-fiducia*) die Oberhand gewinne, den Christus von seinen Jüngern fordere.

Dasselbe Motiv hatte er übrigens bereits anlässlich des 400. Jahrestages des Gründers der päpstlichen Universität Gregoriana angesprochen, als er in der Aula der Universität die Theologen aufforderte, keine „Aussäer des systematischen Zweifels“, keine „Zer-

störer des Glaubens der Studenten und Gläubigen“ und „keine Kritiker zu sein, die das überkommene Erbe untergraben“ (vgl. *Osservatore Romano*, 14. 5. 72).

Wie er Amt und Amtsträger an der Spitze der Kirche sieht, stellte er klar mit einem weiteren Bekenntnis: Er habe nach der Wahl sehr wohl „unsere neue Definition“ vernommen, Diener der Diener Gottes zu sein. Und er sagte auch, wie er diese Definition versteht: als Einheit von Liebesdienst und Autorität. Dies sei die „soziale Sendung des Apostolischen Stuhles“, ihre „geheime Substanz“: der Dienst an der Einheit der Kirche und im gewissen Sinne auch an der Einheit der Welt. Die innere Spannung, die in einem solchen Selbst- und Amtsverständnis liegt, deutete er an durch zwei Bemerkungen, die nicht zum erstenmal gemacht wurden, die aber etwas von dem ausdrückten, was der Papst sehr persönlich unter dem Begriff Leiden faßte: die *Distanz*, die das hohe Amt schaffe, gegenüber nahestehenden Personen und Freunden und „besonders gegenüber dem Volk“, für dessen geistliches Wohl er bestellt worden sei; und das „Paradox“, daß der Primat des Petrus noch ein *Hindernis* sei für die Vollendung des Ökumenismus. Wie schon öfters beteuerte er auch an dieser Stelle: dieser sei nicht das abstoßende Schreckgespenst, das die Einheit hindere, sondern „der Leuchtturm, der zur Einheit führen muß, um aus der gespaltenen Christenheit das eine Volk Gottes zu machen“.

„Dies war damals und ist, wie wir glauben, heute noch unser Traum, oder besser unsere Hoffnung.“

In der Ansprache vor den Kardinälen nahm er, an seine Wahl erinnernd, das Motiv der *fede-fiducia*, des vertrauenden Glaubens, nochmals auf und erklärte es zum *Leitmotiv* kirchlicher Führung: ein Vertrauen auf Gegenseitigkeit, daß die Kirche und ihre Führung den Gläubigen entgegenbringen müsse, das aber auch die Gläubigen der Kirche nicht verweigern dürften. Das Wissen um dieses Vertrauen habe ihn gestützt, als er vor neun Jahren die Last des Pontifikats auf sich nahm.

Keine ungestörte Koexistenz von Gegensätzen

War dieses Vertrauen gerechtfertigt? Die Antwort gab er in einem gedrängten Überblick über die kirch-

liche Gegenwartslage, in den er die neun Jahre Pontifikat wenigstens stellenweise mit einbezog. Er widmete die Rede vor den Kardinälen in der Hauptsache zwei großen Bereichen: der innerkirchlichen Entwicklung und dem politischen Weltgeschehen, soweit die Mitgestaltung bzw. Mitverantwortung für dieses zum Auftrag der Kirche und des Papsttums gehört. Die Rede begann allerdings mit einer gegenteiligen Feststellung zu dem, was er in der Mittwochsaudienz vom 21. Juni gesagt hatte: Nicht Vertrauen sei das Kennzeichen der gegenwärtigen Kirchen, sondern *Mißtrauen*, der Mangel an Vertrauen in das Wirken der Kirche und ihrer Führung sei groß bei manchen Christen, auch bei manchen Priestern und Ordensleuten; es äußere sich manchmal in einer gewissen *Aggressivität*, aber noch mehr in *Entmutigung* und *Enttäuschung*.

Er charakterisierte die beiden Gruppen, die sich zu solchem Mißtrauen hinreißen lassen: Für die *einen* stellte die Kirche ein festgefügtes und durchorganisiertes Ganzes dar; für sie ist heute die Einheit der Kirche in Gefahr. Sie sind beunruhigt wegen mancher traditionsvergessener Initiativen, wegen der Vernachlässigung von Frömmigkeitsformen, denen sie besonders zugetan sind. Sie möchten sich auf sich selbst zurückziehen und weigern sich, den Anteil an der Kirche und ihren Aufgaben zu übernehmen, der ihnen zukommt. Die *anderen* meinen, die Kirche klammere sich weiter an „erworbene Sicherheiten“, und möchten allein auf die Bedürfnisse der Welt hören. Gegenüber der sichtbaren und institutionellen Kirche zeigten sie sich kalt und meinten aus Sensibilität für die Veränderungen der Welt sich von ihr entfernen zu müssen. Diese gegensätzlichen Positionen schafften einen „Spannungszustand des Unbehagens“, führten vor allem zur Fälschung und mißbräuchlichen Verdolmetzung des Konzils, zu einer pauschalen Verdammung der vorkonziliaren Kirche, zu einem Bruch mit der Tradition, auch der Lehrtradition.

Der Papst beklagte die „Faszination des neuen Mythos der *Gewalt*“. Mit dem Schlagwort der Befreiung würden umstürzlerische Methoden bemäntelt, die keineswegs eine legitime Interpretation der evangelischen Freiheit seien. Er warnte ebenfalls vor der „Verführungskraft des *Sozialismus*“, der zwar als erneuernde so-

ziale Kraft verstanden, aber mit „un- und manchmal antichristlichen Ideen“ belegt werde, „mit systematischem Klassenkampf, mit Haß und Subversion und mit materialistischer Psychologie, von der die sog. Konsumgesellschaft angesteckt ist“. Er beklagte Tendenzen, die auf die „Auflösung des kirchlichen Lehramts“ abzielen, die den *Pluralismus* als „ungestörte Koexistenz von Gegensätzen“ verstehen, Subsidiarität mit Autonomie verwechseln und die die Ortskirche frei und autark sehen möchten. Solche Situationen führten zu peinvollen und gefährlichen Wirkungen für die Kirche: zu Wissenskrisen, zu religiöser Verarmung, zu Mangelercheinungen in den Orden, zum Abrücken von der ehelichen Treue und Unauflöslichkeit, zur Schwächung des Ökumenismus und der Barrieren gegen den hereinbrechenden Hedonismus.

Die Schwierigkeit, prophetisch zu wirken

Neben diese inneren Schwierigkeiten stellte er die *Hindernisse von außen*. Mißtrauen begegne der Kirche auch bei der *Ausübung ihres „prophetischen Amtes“*, „zu dem nicht nur die Verkündigung der Wahrheit und der Gerechtigkeit gehört, sondern auch das Bedauern, das Anprangern und das Verurteilen von Schuld und Verbrechen gegen die Gerechtigkeit und gegen die Wahrheit“. Der Apostolische Stuhl sei sich dieses prophetischen Amtes sehr wohl bewußt, er verstehe sich als „moralisches Gewissen der Menschheit“ nicht nur in den Grundsätzen, sondern auch bezüglich der konkreten Wirklichkeit. Er gab eine sehr deutliche Antwort auf Kritiken, die wiederholt gegen den Vatikan vorgetragen wurden: „Wir können versichern, daß er bei keinem Schrei und bei keiner Klage, die ihn erreicht, taub bleibt. Im Gegenteil! Er ist bemüht, auch das zu erfahren, von dem man nicht will, daß es erfahren wird und das man leider oft zu verbergen versteht. Aber seine Verantwortung gebietet ihm natürlich, sich nicht mit unzureichend kontrollierten Nachrichten zu begnügen und größte und vollkommene Objektivität walten zu lassen.“ Um das direkte und verantwortliche Gespräch nicht unmöglich zu machen, bedürfe es einer gewissen öffentlichen Zurückhaltung. Paul VI. brachte, ohne Länder zu nennen, auch die *Behinderun-*

gen der Kirche durch die staatliche Gewalt zur Sprache. Der Heilige Stuhl stoße auf unüberwindliche Hindernisse, wo er bemüht sei, der Kirche einen minimalen Lebensraum zu sichern. Mit deutlicher Anspielung auf die ČSSR beklagte er den „ständigen Mangel an wirklich positivem Willen“. „Durch kalkulierte Verschlechterung der Lebensbedingungen“ glaube man die Kirche zur „Annahme unannehmbarer Auflagen bewegen zu können“. Wie bekannt, waren erst kürzlich die Gespräche zwischen Msgr. G. Cheli vom Rat für die öffentlichen Angelegenheiten der Kirche und dem Leiter des staatlichen Kirchenamtes der ČSSR, K. Hruza, genau an dieser Situation gescheitert.

„Etwas Neues geschieht in der Welt“

Hoffnungsvoller war der Teil der Bilanz, der sich auf *weltpolitische Fragen* bezog. Als Zeichen der Hoffnung nannte er — seit je nachdrücklicher Befürworter der *neuen China-politik* der westlichen Staaten — die Gipfelgespräche zwischen Washington und Peking und zwischen Washington und Moskau, aber auch die Ratifizierung des Moskauer und Warschauer Vertrages (womit er nochmals seine *ostpolitische Position* zu erkennen gab) und das Berlinabkommen. Die langfristigen Wirkungen, so schränkte der Papst ein, ließen sich freilich nur schwer voraussagen. Doch: „Etwas Neues geschieht in der Welt.“ Zumindest könnten nun allgemeine Spannungen leichter abgebaut und größere Initiativen ermöglicht werden. Zu diesen größeren Initiativen zählte er die geplante europäische Sicherheitskonferenz. In den großen Konferenzen der jüngsten Zeit (Welthandelskonferenz in Santiago, Umweltkonferenz in Stockholm) sah er eine solide Möglichkeit aller Völker, sich Gehör zu verschaffen und die großen Weltprobleme einheitlicher und solidarischer zu sehen. Dennoch, so wörtlich, wäre es „utopisch“, in „diesem neuen Kontext geringeren Mißtrauens“ gerechte, schnelle, ehrenhafte und mutige Lösungen für chronische Konflikte zu erhoffen: Er nannte Vietnam, den Nahen Osten, Irland und Burundi. Die *innerkirchliche Situation* beurteilte der Papst nicht mit dem gleichen Optimismus. Hatte er vor den Kardinälen über das *Mißtrauen zwi-*

schen den kirchlichen Gruppen und gegenüber der Kirchenleitung geklagt, so wurde er in der dritten eingangs zitierten Ansprache am Vorabend seines Krönungstages noch deutlicher: Durch eine Ritze sei „der Rauch des Satans in den Tempel Gottes eingedrungen“: Unsicherheit, Unruhe, Unzufriedenheit, Mißtrauen, Konfrontation, Kritik und Zweifel ersetzen die Wahrheit. Dies sei das Werk einer feindlichen Macht, des Teufels, der „die Früchte des Konzils ersticken will“.

Doch gab er vor den Kardinälen nach der Darstellung der innerkirchlichen Spannungen auch der kirchlichen Entwicklung eine Wendung zum Konstruktiven. Es gebe auch die *positiven Strömungen* in der Kirche. Er zählte auf: das intensive Bedürfnis nach Gebet bei vielen Christen, die Suche nach einem kontemplativen, aber mitmenschlich geprägten Lebensstil, den geschärften Sinn für Gerechtigkeit besonders bei der Jugend, den Einsatz für die Entwicklungshilfe, einen feineren Sinn für Armut nach dem Beispiel Christi und der Urkirche, eine größere Öffnung gegenüber der Welt, „die die Kirche heute aufgeschlossen und verfügbar macht für alle Sektoren des sozialen, kulturellen und geistigen Lebens der Menschheit, die auf der Suche nach sich selbst ist“. Die Kirche, so wiederholte er nochmals sein anspruchsvolles Wort vor den Vereinten Nationen, sei „Expertin in Humanität“. Er lobte die neuen Initiativen in der Katechese, in der Sozialaktion, in der Arbeiterseelsorge. Er lobte die Zusammenarbeit mit den Bischöfen, die gegenwärtig an der Front stünden und dennoch mit dem Heiligen Stuhl eng verbunden seien, er erinnerte an die stille und diskrete *Mitarbeit des Vatikans in den internationalen Organisationen* und zuletzt an die Reform der Kurie vor fünf Jahren, die Gegenstand einer kritischen Bestandsaufnahme in einer Gemeinsamen Sitzung („Ministerrat“) der Vorsitzenden der römischen Dikasterien war. Der Papst hatte damals (vgl. Osservatore Romano, 15. 6. 72) die Treue der Kurie zum Konzil und die pastorale Zielsetzung ihrer Tätigkeit bekräftigt. Sie habe seit Beginn ihrer Reform einen klareren, zügigeren und koordinierteren Arbeitsstil entwickelt. Zahlreiche Probleme seien indessen noch zu lösen: die Frage nach den Einzelkompetenzen, die Frage nach der „Ekklesiologie“, die den Be-

ziehungen mit den Ortskirchen zugrunde liegt, und das Problem der Subsidiarität.

„Trotz allem“, so das Fazit des Papstes schon zu Beginn der Rede, „sind wir auf dem guten Weg, weil wir Christus folgen und in ihm die Kraft finden, in der wirklich ungeheuren Anstrengung fortzufahren, der Welt seine Botschaft zu vergegenwärtigen.“ Manchmal fehlten die Kräfte und würden die Ergebnisse nicht dem Aufwand entsprechen. Aber dies sei kein Grund zur Entmutigung.

Antwort auf seine Kritiker

Von der Vorahnung eines nahenden Rückzugs war in diesen Ansprachen nichts zu spüren. Es gab auch keine Zeichen von Resignation. Die Rücktrittsgerüchte, die sich mit dem Herannahen des 75. Geburtstages des Papstes (dem Pensionierungsalter für Kardinäle und Bischöfe) seit Jahresbeginn verdichteten, waren schon vorher wieder verstummt, nachdem nicht nur vatikanische Stellen wiederholt dementiert, sondern der Papst selbst nach einem Ohrenzeugenbericht Mitte April in einer Audienz für Mitglieder der Marianischen Kongregation erklärt hatte, ein Papst könne zwar zurücktreten, er wolle sich jedoch der Verantwortung seines

Amtes nicht entziehen. Eher hatten die Reden streckenweise den Charakter einer *Apologie*, besonders die Audienzansprache vom 21. Juni. Waren sie nur als Antwort gedacht an jene Kritiken aus aller Welt, die den Papst zu mutigeren Reformen drängen oder ihm umgekehrt Führungsschwäche vorwarfen und die er, wie er vor den Kardinälen erklärte, akzeptiere, sofern sie „ausgewogen“ seien und von „kompetenten und verantwortlichen Leuten“ kämen? Oder hatte er auch die Aufzeichnungen des verstorbenen Kardinaldekans *Tisserant* im Blick, die nach gerüchteweiser Verbreitung von Bruchstücken nicht nur eigenwillige Informationen über frühere Päpste und die letzten Konklave bringen, sondern auch über schon bisher nicht unbekanntes Spannungen zwischen *Tisserant* und dem gegenwärtigen Papst Aufschluß geben sollen. Papst Paul VI. bestätigte dem toten Kardinaldekan in der Ansprache vor den Kardinälen: „Seine Kompetenz in den ihm von den römischen Päpsten erteilten Aufträgen war ebenso groß wie seine lebendige Liebe zur Kirche und sein unermüdlicher Eifer, dessen Zeugen wir alle waren.“ So würden ihn alle, die sein Wirken kennen, in Erinnerung behalten.

Römische Richtlinien zur Zulassung von Nichtkatholiken zur Eucharistie

In der ersten Julihälfte wurden in Rom zwei neue Pastoralinstruktionen veröffentlicht. Die erste, ein Dokument des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, handelt von der Zulassung nichtkatholischer Christen zur Eucharistie in der katholischen Kirche. Die zweite, ein Richtlinienenerlaß der römischen Glaubenskongregation, betrifft die gemeinschaftliche Sündenvergebung und die Notwendigkeit der Einzelbeichte. Die Wortlaute erschienen im „*Osservatore Romano*“ vom 8. 7. bzw. vom 14. 7. 1972. Beide Instruktionen betreffen Themen, die seit Jahren heftig diskutiert werden und die da und dort bereits zu einer Praxis geführt haben, die offenbar jetzt kanalisiert bzw. revidiert werden soll. Die „Instruktion über die Zulassung von anderen Christen in besonderen Fällen zur Eucharistie in der katholischen Kirche“ grenzt an die Frage der In-

terkommunion bzw. an die sog. offene Kommunion; die „seelsorglichen Richtlinien zur Erteilung der sakramentalen Generalabsolution“ an die Frage der Zulässigkeit und Sakramentalität von Bußfeiern. Beide Themen haben für Deutschland eine besonders aktuelle Bedeutung, weil sie auch auf der Synode in Würzburg anstehen. Die zweite Instruktion bringen wir auf S. 391 im Wortlaut. Die erste sei hier zusammengefaßt.

Strikte dogmatische Definitionen

Bei der Instruktion des Einheitssekretariats handelt es sich um eine vorsichtige Fortschreibung und Präzisierung der einschlägigen Bestimmungen des Ökumenismusdekrets und des Ökumenischen Direktoriums (Nr. 55). Dieses hatte die Möglichkeit der Zulassung von Nichtkatholiken

zur Eucharistie auf extreme Notfälle beschränkt. Als einzige solcher Fälle wurden exemplarisch Gefangenschaft und Verfolgung genannt. Die jetzige Instruktion sieht weitere Fälle vor. Sie denkt in der Hauptsache an Christen in bestimmten Diasporasituationen, in denen Geistliche und Gemeinden der eigenen Kirche in zumutbarer Entfernung nicht erreichbar sind.

Doch scheint die Hauptintention weniger dieser praktischen Seite zu gelten. Aufschlußreicher ist der dogmatische Teil des Dokuments (Abschnitt 2 und 3), in dem die Eucharistielehre der katholischen Kirche zusammengefaßt wird. Dies geschieht wenige Monate nach der Veröffentlichung der Dokumente über einen Eucharistie-Konsens in England und Frankreich (vgl. HK, Februar 1972, 59 ff. und Mai 1972, 221 ff.). Sie macht vorläufig wenigstens die Gewährung des „Gastrechts“ für andere Christen, wie es die Gruppe von Dombes anregte, unmöglich durch eine strikte dogmatische Definition des Wesens der Eucharistie als Kernstück des Mysteriums der einen Kirche. Während die genannten Konsensus-Dokumente das „Memorial“, das wirksame Gedenken Christi in der Eucharistie, als Unterpfand seiner Gegenwart herausarbeiten und die Person Christi als eigentlichen Herrn und Gastgeber des eucharistischen Mahls verstehen, wiederholt die Instruktion nicht nur die *klassische katholische Opferlehre*, sondern bindet die Eucharistie streng an das katholische Amtsverständnis. Es heißt: „Zwischen dem Mysterium der Kirche und dem Mysterium der Eucharistie besteht ein enger Zusammenhang.“

Eucharistie und Amt

Dies wird erläutert:

a) „Die Eucharistie enthält in der Sache das, was Fundament der Existenz und der Einheit der Kirche ist: den Leib Christi *als Opfer dargebracht* und den Gläubigen als Brot des ewigen Lebens gereicht.“ Demnach gehören zum Sakrament der Eucharistie, das „der Kirche gegeben ist, damit sie sich in ihm selbst konstituiere“, unabdingbar folgende Elemente:

— „die *potestas ministerialis*, die von Christus den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöfen mit den Presbytern, übertragen ist, damit sie sakramental seinen priesterlichen Akt ausführen, durch den er sich selbst